Abend-Ausgabe

Berliner Neueste Nachrichten
erscheinen 12mal wöchentlich. Die Abonnenten erhalten 8 Gratisbeilagen: 1. Praktisch e Hausfreund, wöchentlich. 2. Die Hausfrau, wöchentlich. 3. Landwirtschaftl. Nachrichten, wöch. 4. Verloosungsblatt, 10tägig. 5. Illustr. Modenblatt, monatlich. 6. Productem- und Waaren-Markt-Bericht, wöchentlich. 7. Humoristisches Echo, wöchentlich. 8. Deutscher Reichsspiegel, Sammlung neuer Gesetze, nach Bedarf.
Redaction und Expedition: Berlin SW., Königgrätzer Straße 41/42.

Berliner Neueste Nachrichten

Unparteiische Zeitung

Abonnementspreis pro Quartal:
bei allen Deutschen Post-Anstalten . . . . . Mk. 5.00
in Berlin bei den Spediteuren (wenn 2mal täglich zugestellt) „ 5.00
frei in's Haus „ 1 „ „ „ Mk. 4.40

Insertionspreis:
für die 6gespalt. Zeile 40 Pfg., für die 4gespalt. Reclamezeile Mk. 1.25.
Annoncen-Annahme in den Expeditionen: Königgrätzer Str. 41/42, Charlottenstr. 28, Alexandrinenstr. 125, Neue Promenade 6 und durch die Firma Rudolf Mosse sämtlich und deren sämmtliche Filialen.

Nachträgliche Honoraransprüche für Annoncen nicht berücksichtigt und unentgeltliche Einsendungen nicht aufbewahrt werden.

Telegramm-Adresse: Publicistic
Fernsprech-Anschluß: für die Redaction: Amt VI. Nr. 4369
„ „ Expedition: „ VI. Nr. 80

16. Jahrgang Nr. 206 — Berlin, Sonnabend, 2. Mai 1896 — 16. Jahrgang Nr. 206

Politischer Theil

Tages-Uebersicht

Berlin, 2. Mai.

Der Schah von Persien Nassr-ed-din ist, wie telegraphisch gemeldet, einem Attentat zum Opfer gefallen. In dem Augenblick, als der Schah die Grabmoschee in dem Wallfahrtsort Abdul Asim, sechs englische Meilen von Teheran, betreten wollte, feuerte der Mörder einen Pistolenschuß auf ihn ab; die Kugel traf den Schah in die Herzgegend; der Monarch wurde schwerverwundet in seinen Palast zurückgebracht, wo er, ehe noch der herbeigerufene deutsche Gesandtschaftsarzt Dr. Müller eintraf, verschied.

Nassr-ed-din war im Jahre 1831 geboren und als siebzehnjähriger Jüngling seinem Vater Mohamed auf den Thron gefolgt. Die Regierungszeit der persischen Herrscher wird nach den mohamedanischen Mondjahren gerechnet; auf Grund dieser Rechnung wollte der Ermordete am 6. Mai d. J. sein 50jähriges Regierungsjubiläum feiern. Alsdann beabsichtigte der Schah noch im Mai eine Reise nach Europa zu unternehmen, die ihn zunächst nach Moskau zur Kaiserkrönung führen sollte. Nassr-ed-din ist bereits drei Mal, in den Jahren 1873, 1878 und 1889, in Europa gewesen und seit diesen Besuchen ist der jetzt aus dem Leben Geschiedene in den europäischen Großstädten, z. B. Berlin, Paris und Petersburg, eine in gewissem Sinne populäre Persönlichkeit, deren Andenken im Wahrsinne in Form von vielen Schwänken und Anekdoten fortlebt. Man hat über die naiven Anschauungen und wunderlichen Sitten des asiatischen Herrschers viel gelacht und gespöttelt; dieser aber hat seinerseits in den Tagebüchern, welche er nach der Rückkehr in sein Land in persischer Sprache veröffentlichen ließ, bewiesen, daß von ihm nicht nur die edlen Früchte der europäischen Zivilisation, sondern auch die Entartungen unserer Kultur sehr richtig erkannt worden sind.

Den guten Willen, sein Volk auf dem Wege der Reformen einer höheren Entwickelungsstufe zuzuführen, hat Nassr-ed-din im Laufe seiner 48jährigen Regierung vielfach betätigt; daß den Absichten die Thaten nur theilweise entsprachen, hat an dem gesammten Kulturzustand Persiens und an den verlotterten Verhältnissen des dortigen Hofes gelegen. Orientalische Despoten können nicht nach europäischen Begriffen gemessen werden; der verstorbene Schah hat durch den Ausbau der Verkehrsstraßen, durch Reorganisation des Heerewesens, Regelung des Münzwesens und manche andere volkswirthschaftliche Maßnahmen jedenfalls für die Hebung seines Landes viel gethan.

In der auswärtigen Politik des Schahs war lange Zeit eine Auge desselben immer nach Petersburg das andere nach London gerichtet, während er für kleine Gefälligkeiten von beiden Seiten stets empfänglich war. Im russisch-türkischen Kriege 1853 fand der persische Thronin haber es für vortheilhaft, Rußlands Partei zu halten, welche Stellungnahme ihn in einen Krieg mit England verwickelte, dessen Beendigung den Engländern beträchtliche Vortheile brachte. Auch sonst hat Persien bei Rußlands Im Innern und kriegerischen Fehden mit den Nachbarländern unter Nassr-ed-din manche Schlappe erlitten, die die Hilfsmittel des Landes erschöpft und das Ansehen des Thrones geschmälert hat. Auf den Schah, den die Mörderhand jetzt getroffen hat, ist bereits einmal, im August 1852, ein Attentat verübt worden. Damals kam der Angefallene mit dem Leben davon; er rächte sich an den Mördern, welche einer von religiösem Fanatismus erfüllten und zum Untergang der herrschenden Dynastie mit allen Mitteln anstrebenden Sekte, den Babis, angehörten, indem er erbarmungslos gegen die ganze Geheim-Partei vorging. Aus eben dieser Sekte ist auch diesmal der Mörder hervorgegangen, sodaß das Verbrechen wohl als ein Rachecakt aufzufassen ist. Ueber die Vorgänge in Persien liegen noch folgende Meldungen vor:

Petersburg, 2. April. Das Attentat auf den Schah von Persien wurde in dem Augenblicke verübt, als der Schah sich in die Moschee begeben wollte. Der Mörder des Schah gehört zu der bekannten persischen Verbrechervereinigung der Babi, einer religiösen Sekte, welche schon vor Mai ein Attentat auf das Leben des Schah versucht hat. Der Mörder wurde sofort verhaftet.

Tiflis, 2. Mai. Zum Nachfolger des Schah wurde der Valiahd Muzaffer-ed-din Mirza proklamirt. Derselbe ist seit 1858 von Rußland und England als Thronfolger anerkannt worden. In Lande herrscht ruhe. Bis zur Ankunft des Schah Muzaffer führt der Großvezier die Regierung.

London, 2. Mai. Der „Times" wird aus Teheran von gestern gemeldet, dort herrsche ziemliche Beunruhigung. Eine Zeit lang hätte es viele Unzufriedene gegeben wegen der Theuerung der Lebensmittel, welche zum Theil durch die übermäßige Ausfuhr von Kupferminzen veranlaßt worden sei.

Von dem Thronfolger, welcher im 43. Lebensjahre steht, verlautet, daß er der europäischen Zivilisation sehr geneigt ist. Hinsichtlich bleibt allerdings abzuwarten, ob ihm der Thron nicht streitig gemacht wird. Entscheidend für den Ausgang des Thronwechsels wird die Stellungnahme der beiden rivalisirenden Großmächte, Rußland und England, sein. Sind diese, wie es den Anschein hat, diesmal einig, so werden die innerpolitischen Verwicklungen keine tiefergehenden Konsequenzen nach sich ziehen, im anderen Falle dürfte der Pistolenschuß, der dem Leben Nasir ed dins ein Ende gemacht hat, leicht einen Widerhall durch Europa wecken.

Es sei hier noch daran erinnert, daß der verstorbene Schah im Jahre 1878 zur Zeit des Nobiling'schen Attentats in Berlin weilte und davon auf's Tiefste berührt wurde.

Die Vermehrung der Schutztruppe in Südwest-Afrika um ein starkes Kontingent ist eine beschlossene Sache; dem Vernehmen nach hat der Landeshauptmann Major Leutwein auch einen dahingehenden Antrag gestellt. Wie aus berufenen Kreisen verlautet, sollen mit dem Ende Mai abgehenden Woermann-dampfer 400 Mann Soldaten nach Südwest-Afrika gesandt werden. Die Stärke dieser Truppe beweist, wie ernst der Landeshauptmann die Lage betrachtet, und daß er nicht mit halben Maßregeln und mit ungenügenden Kräften in den Entscheidungskampf eintreten will. Wenn in etwa zwei Monaten diese erste aller bisherigen Ergänzungs-Abtheilungen dort eingetroffen sein wird, dann verfügt Major Leutwein, mit Einschluß der zurückgehaltenen ausgedienten Mannschaften und den Hilfstruppen über etwa 1500 Mann; eine Macht, die verhältnißmäßig nicht unbedeutend erscheint, namentlich im Vergleich zu der nur 1668 Mann zählenden Stärke des afrikanischen Kontingents, die aber immer noch nicht sehr groß genannt werden kann, gegenüber der Zahl der zu bewältigenden Hottentotten und der anderen aufständischen Völkerschaften, welchen sich später möglichenfalls noch weitere zugesellen.

Ein Rückblick auf die Dinge in Südwest-Afrika seit mehreren Jahren giebt ein anschauliches Bild nach manchen Richtungen hin; vom Jahre 1890—93 bestand die Schutztruppe aus ungefähr 50 Mann. Dann beschloß man, gegen Hendrik Witbooi ernstlich vorzugehen, und am 16. März 1893 trafen 215 Mann in Walfischbai ein, mit denen am 12. April die Veste Hoornkrans genommen wurde. Bald zeigte sich die Truppe noch nicht stark genug; es wurden im August 2 Geschütze dahin gebracht und im September folgten noch etwa 120 Soldaten. Im Juli 1894 erhielt Major Leutwein auf sein Ersuchen noch 240 Mann, er hatte nun eine Truppe von mehr als 600 Köpfen. In gleichem Maße wie die Verstärkungen stiegen natürlich auch die Kosten für das Schutzgebiet; der Etat für Südwestafrika zeigt folgende Summen in Einnahme und Ausgabe: 1893/94 273 300, 1894/95 1 027 000, 1895/96 1 727 000 und 1896/97 2 473 000 Mark; zur letzteren Summe muß das Reich fast genau zwei Millionen Mark zuschießen; legt man die Steigerung der Ausgaben von 1893/95 zu Grunde, so läßt sich berechnen, daß die neue Vermehrung mit Einschluß der einmaligen Ausgaben nahe an zwei Millionen Mark hinanreichen wird.

Aus dieser Uebersicht und namentlich aus dem Umstande, daß jetzt schon, nachdem wir erst vor ungefähr Jahren den Krieg mit den Hottentotten beendigt haben, zu neuen großen Anstrengungen und Ausgaben genöthigt sind, beweist, wie fehlerhaft die frühere Behandlung der südwestafrikanischen Angelegenheiten war. Das Unterlassen eines energischen Auftretens, meist nur aus rein äußerlichen Gründen, rächt sich später unbedingt und zwingt zu viel größeren Ausgaben als das rechtzeitige Eingreifen sie erfordert haben würde. Wir müssen jetzt mit äußerster Mühe den verschiedenen Eingeborenen-Stämmen die ihnen eingeflößte Ueberzeugung austreiben, daß die Deutschen sich von ihnen alles gefallen und Angriffe oder sonstige Benachtheiligungen ungestraft lassen.

Der im letzten Morgenblatte in einem sehr summarischen Auszuge erwähnte Artikel der „Kölnischen Zeitung" liegt nunmehr — datirt aus Berlin, 30. April — im Wortlaut vor. Die „Köln. Ztg." erklärt darin zunächst „nicht für erforderlich" sich gegen den Vorwurf der Quertreiberei zu vertheidigen und fährt dann fort:

„Aber diese Wirthmeinungen haben noch einen ferneren, weit über die bremende Frage hinausreichenden Zweck gehabt. Immer mehr häufen sich in der Oeffentlichkeit Anzeichen dafür, daß die verantwortlichen Rathgeber der Krone in gewissen — sagen wir „Hofkreisen" auf einen Widerstand und auf Hindernisse in politischen Fragen stoßen, auf die einzuwirken diesen Kreisen nicht das geringste Recht zusteht. Wir unterlassen es mit Absicht, an dieser Stelle diese Anzeichen genauer anzugeben und insbesondere auch diejenigen Personen namhaft zu machen, die in ernsten politischen Reisen und nicht etwa in der Welt des Klatsches und der Skandalsucht als solche angegeben werden, die nicht selten den Absichten der Regierung entgegenarbeiten. Wir wollen zu persönlichen Zänkereien nicht die Hand bieten, wir wollen nur wünschen, daß, soweit diese Klagen zutreffen, sie baldigst Abhilfe finden mögen. Fürst Bismarck hat sich solche Einmischungen, so oft sie versucht wurden, mit Recht nie gefallen lassen, sondern aufs Schärfste unterbunden, weil dieses das nicht aus Herrschsucht gethan, sondern weil eine einheitliche, zielbewußte Regierung unmöglich ist, wenn sich dritte Kräfte zwischen die Krone und ihre verantwortlichen Rathgeber drängen. Das trifft für alle Einmischungen zu, vor allem aber für diejenigen aus „Hofkreisen", denn gerade für den Hof ist es mit Rücksicht auf die persönlichen Beziehungen zur Krone doppelt nothwendig, daß er sich von jeder Politik streng zurückhält und allen Parteien gegenüber, die im Kinig ihren unparteiischen Landesherrn erkennen und verehren, streng unparteiisch bleibt. Wollen solche Hofherren Politik treiben und ihrem Kaiserlichen Herrn ihren politischen Rath zuwenden, so mögen sie zunächst den König bitten, sie an Stelle der bisherigen Minister zu verantwortlichen Rathgebern zu berufen. Der König kann nach der Verfassung ohne die Zustimmung seiner verantwortlichen Rathgeber keine einzige Regierungshandlung vornehmen; diese Zustimmung kann unmöglich auf durch fremde unverantwortliche Rathgeber beeinflußte Befehle hin erzielt, sie muß vielmehr im ruhigen und reglen politischen Gedankenaustausch zwischen den maßgebenden Faktoren errungen werden. Wer diesen durch die Verfassung verbürgten Gang unterbricht, der schadet der Krone und schadet dem Staate. Schon aus dem Grunde, weil selten ein von unverantwortlicher Seite gegebener Rath auf Grund zuverlässiger Kenntniß der Akten und mit der umfassenderen Uebersicht der berufsmäßigen Rathgeber erteilt wird. Zur Zeit des alten Kaisers haben in dieser Hinsicht Zustände geherrscht, die vielleicht musterhaft genannt worden sind. Wir sind der Ueberzeugung, daß Krone und Vaterland das höchste Interesse daran haben, daß diese alteprobten Zustände nicht verändert werden. Deshalb haben wir zu einer Zeit, wo Besürchtungen des Gegentheils und mehrfach entgegengetreten sind, geglaubt, nicht unsere Pflicht zu erfüllen, wenn wir nicht rechtzeitig unsere warnende Stimme erhoben. Möge sie nicht unbeachtet verhallen."

Nachdem die „Köln. Ztg." zuerst den General von Hahnke, dann die Flügeladjutanten und nun auch unbestimmt gefassene „Hofkreise" mit dem Vorwurf der unzulässigen Einmischung in Staatsgeschäfte und ungehöriger Einflußnahme auf letztere bedacht hat, gewinnen diese Artikel allerdings einen „weit über die bremende Frage hinaus" greifenden Charakter.

Die Klage über die unberechtigte Einmischung unverantwortlicher Rathgeber ist nicht neu, sie hat bereits bei der Katastrophe von 1890 eine Rolle gespielt und es ist naheliegend, daß die häufige und längere Abwesenheit des Monarchen von der Residenz einerseits den Verkehr der Minister mit der Krone nicht erleichtert, andererseits der persönlichen Umgebung, soweit sie neigt, politische Rathschläge zu ertheilen, die Gelegenheit dazu in weiterem Umfange bietet. Derartig bestimmt formulirte Vorwürfe, wie die „Köln. Ztg." sie erhebt, müssen nothgedrungen im Lande einen sehr tiefen Eindruck machen, zumal wenn sie als Echo „ernster politischer Kreise" auftreten. Wir meinen, daß wenn ein derartiger Mißstand vorhanden ist, die Minister zuerst diejenigen sein müßten, die ihn empfinden und die ebenso die Pflicht wie das Interesse haben, ihm ein Ende zu machen und an der höchsten Stelle auf die entsprechenden Aenderungen hinzuwirken. Sollten in dieser Hinsicht die Artikel der „Köln. Ztg." der Annahme eines in der That vorhandenen Feuers sein, so wird die Oeffentlichkeit mit letzterem sich wohl nach eingehender zu befassen haben.

Von einer unerhörten Verletzung der monarchischen Empfindungen der Deutschen wird aus Gnesen in dem dortigen „Generalanz." Folgendes berichtet:

„Eine erregte, aber sehr gerechtfertigte Bewegung machte sich beim Schluß der (Gastwirths-) Ausstellung in den Reihen der deutschen Besucher bemerkbar, da sich dieselben durch ein geradezu einzig dastehendes, höchst bedauerliches Vorkommniß in ihren heiligsten nationalen Gefühlen aufs Tiefste beleidigt fühlen mußten. Vor der Schlußrede ersuchte Herr Bürgermeister Roll den Stadthofbotschen Herrn Herold, während des Kaiserhochs wohl einen Tusch zu spielen, aber die Loui nachfolgende Kaiserhymne aus „besonderen, naheliegenden Gründen" fortzulassen. Herr Herold erwiderte auf dieses mindestens höchst sonderbare Ansinnen, daß er als Königlich preußischer Kapellmeister verpflichtet sei, das Kaiserhoch auch die Kaiserhymne spielen zu lassen, und daß er im entgegengesetzten Falle gegen seine dienstliche Instruktion handeln würde. Herr Bürgermeister Roll gewährte Herrn Kapellmeister Herold, um sich die Sache nochmals zu überlegen, 10 Minuten Bedenkzeit. Nach Ablauf der Bedenkzeit erklärte Herr Herold wiederholt, daß er die Kaiserhymne spielen werde, und daß ein preußischer Soldat ein solches Ansinnen mit Entrüstung von sich weisen müsse. Hierauf erwiderte Herr Bürgermeister Roll ungefähr Folgendes: „Dann brauchen Sie überhaupt nicht mehr zu spielen und können den Saal mit Ihren Leuten verlassen." Auch diesem Vorkommniß hielt Herr Roll die Schlußrede und brachte bei Beendigung derselben das Kaiserhoch ohne jedwede Musikbegleitung aus. Daß dieser Vorfall unter den zahlreich anwesenden Offizieren und besseren Bürgern das peinlichste Aufsehen erregte, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Wir fragen Herrn Bürgermeister Roll hierdurch öffentlich: „Welches sind die besonderen oder naheliegenden Gründe, die gegen das Spielen der Kaiserhymne sprechen?" Bevor diese Frage nicht beantwortet ist, müssen wir annehmen, daß diese „besonderen Gründe" nur einer übertriebenen Rücksichtnahme auf das Polenthum entsprungen sind. Es ist noch ganz unglaublich, daß die Polen, die sich ja selbst mit Vorliebe als preußische Unterthanen polnischer Zunge bezeichnen, ein derartiges Ansinnen an Herrn Bürgermeister Roll gestellt haben, da doch darin eine direkte Beleidigung des gesammten Preußenthums liegen würde; sollte es aber dennoch der Fall gewesen sein, so mußte eine solche Zumuthung von

---

Feuilleton

Der Hühnerknochen*)

Eine Duell-Geschichte vom Frhrn. v. Bölderndorff.

„Ich habe Einen gekannt, der hat keine Fische essen wollen aus Angst, eine Gräte zu schlucken. Schließlich ist er an einem Hühnerknochen erstickt, der ihm im Halse stecken geblieben ist," sagte Kaufmann Ulrod zu seinem Sohn.

„Ich verstehe nicht, wie das, was Du sagst, sich auf meine Bitte beziehen soll," erwiderte der junge Mann.

„Vielleicht verstehst Du es, wenn es zu spät ist," war die Antwort. „Also Du lehnst es endgiltig und unabänderlich ab, Fräulein Gertrud zu heirathen, ich frage Dich zum letzten Mal."

„Aber Vater, ich habe Dir ja meine Gründe so oft auseinandergesetzt. Solche reiche Mädchen, wie Gertrud Mayer eines ist, sind schon von Jugend auf verwöhnt; sie sind weder häuslich noch haushälterisch erzogen, von jeher durch die Männer umworben und fetirt, können sie die Courmacherei auch in der Ehe nicht entbehren und wer so wie ich zur Eifersucht neigt ist, wird unglücklich."

„Und damit dies nicht geschieht," warf der Vater ein, „heirathest Du eine Kellnerin."

„Mariechen ist keine Kellnerin," fuhr der junge Ulrod heftig auf. „Sie ist allerdings Buffetdame, aber ich finde das nur ehrenwerth, daß sie sich ihr Brod selbst verdient. Mariechen ist ein einfach erzogenes, in kleinen Verhältnissen aufgewachsenes Mädchen, sie ist glücklich, daß ich sie zu meiner Frau mache, wird nur für mich leben und mich auf den Händen tragen.

„Wollens abwarten, wollens abwarten," meinte der Vater trocken, „und nun: Schluß! Du bist mehr als fünfundzwanzig Jahre alt, bedarfst also zu Deiner Verheirathung meiner Zustimmung nicht! Du hast das Vermögen Deiner Mutter, bist überdies Amtsrichter und bezieht einen hübschen Gehalt. Da wirst Du von mir kein Heirathsgut erwarten, ein Hochzeitsgeschenk natürlich sollst Du erhalten. Apropos, was wünscht Ihr Euch denn? Etwas Praktisches wohl?"

„Freilich," erwiderte der Sohn, „Mariechen meinte silberne Tafelbestecke."

„So, silberne?" schaltete Vater Ulrod ein.

„Ja, Mariechen sagt, Silber sei nicht viel theurer als Christofle und habe dann doch einen dauernden Werth."

„Gut, gut, sollst Silber haben, für sechs Personen."

„Lieber Vater," brachte nun der junge Ulrod etwas zögernd hervor, „Mariechen meint, ein Dutzend müsse man doch haben, wegen des Wechselns."

„Ah so, wegen des Wechselns. Auch recht, soll ein Dutzend haben. Ich sehe schon den Hühnerknochen vor weitem." Der Amtsrichter sah etwas verlegen darein; er begriff, was der Vater meinte und das gemirte ihn.

Man hörte den Galopp eines Pferdes auf der Straße. Rasch legte Frau Amtsrichter Ulrod den Roman, in welchem sie gelesen, aus der Hand und grüßte mit wiederholtem freundlichen Kopfnicken den vorüberspringenden Offizier.

„Wie oft muß ich mir noch verbitten, daß Du mit dem Mittmeister in solch schamloser Weise kokettirst!" rief Ulrod, vom Schreibtische aufspringend, von dem er emsig rechnend gesessen. „Du kompromittirst Dich und mich."

„Da dürfte ich schließlich gar nichts mehr thun," war die gereizte Antwort, „denn was ich thue, das verbittet Du Dir. Ich wüßte nicht, warum ich Baron De Brun nicht grüßen sollte. Er zeichnet mich auf jedem Balle aus, und auch sonst, wo er mich sieht. Eine Frau, die zu Hause so wenig hat wie ich, muß für solche Liebenswürdigkeit doppelt dankbar sein."

„Nein, da hört Alles auf," sagte der Amtsrichter in schmerzlichem Tone. „Du beschwerst Dich über mein Verhalten gegen Dich. Erfülle ich nicht Deine Wünsche? Ich weiß ja kaum mehr, wo ich das Geld herzunehmen soll, um den Haushalt, um den Du Dich gar nicht kümmerst und der deshalb kolossal theuer ist, Deine Toilette, die täglich verschwenderischer wird, Deine immer wachsende Bequemlichkeit zu bestreiten?"

„Weil Du die spießbürgerliche Ansicht nicht aufgeben willst, daß man mit seinen Einnahmen unter allen Umständen auskommen müsse. Nimm eben einstweilen vom Kapital. Dein Vater kann doch nicht ewig leben, und dann fällt Dir ja ein hübscher Brocken zu."

„O Wort," rief der Mann, „welch bodenloser Leichtsinn! Und wenn ich meine aufsprießende Liebe wenigstens belohnt sähe! Aber nein, kaltes, rücksichtsloses Benehmen, ein frivoles vorwuhrendes mit Füßen Treten meiner innigen Gefühle. Du weißt, wie grenzenlos ich an Dir hänge, wie mir Deine Koketterie, Dein Entgegenkommen gegen jede Courmacherei wehe thut. Allein mein Bitten, ein anderes Benehmen zu brodachten, ist umsonst."

„Weil es Dich ist, solch einen Othello zu spielen, wie Du es thust. Ich bin nun einmal nicht so geartet, daß ich mich mit der Anbetung eines Einzigen, und wenn es auch der Herr Ehegemahl ist, zu begnügen vermöchte. Eine Schönheit, die so viel gefeiert wurde wie ich, ist an allgemeine Bewunderung gewöhnt; das hättest Du überlegen müssen, bevor Du mich geheirathet hast."

„Und als Opfer, die ich Dir gebracht, die vergiftest Du völlig; daß ich Dich zu einer angesehenen und geachteten Frau gemacht, daß ich Dir Stand und Stellung gegeben, das Alles ist nichts in Deinen Augen!"

Die junge Frau zuckte verächtlich die Achseln. „Das ist auch etwas Rechtes," sagte sie hohnisch, „Frau Amtsrichter in einem solchen Neste."

Ulrod sprach nichts mehr. Er dachte an das, was sein Vater ihm einst vorgestellt hatte. Aus Besorgniß, ein reiches und aus guter Familie stammendes Fräulein würde in der Ehe recht prätentiös und unhäuslich sein, hatte er seine jetzige Frau gewählt. Und siehe da, das ärmlich und in kleinen Verhältnissen aufgewachsene Mädchen glaubte das Versäumte nachholen zu müssen, und war im höchsten Grade anspruchsvoll, verschwenderisch und vergnügungssüchtig geworden. Ulrod fühlte den Hühnerknochen im Halse.

Das Glück seiner Ehe hatte kurze Zeit gedauert. Anfangs allerdings war Marie zufrieden, nicht mehr am Buffet stehen zu müssen, sondern eine Dame spielen zu können; aber bald begann sie die ihr in ihrer früheren Stellung fortwährend dargebrachten Schmeicheleien zu vermissen, die eifersüchtige Liebe ihres Mannes wurde ihr erdrückend, das stille häusliche Leben langweilig. Von Dankbarkeit dafür, daß er sie geheirathet, war längst keine Spur mehr in ihrem Herzen; sie war zu der Ueberzeugung gelangt, er müsse sich glücklich schätzen, daß sie ihm vor den vielen andern Bewerbern um ihre Gunst den Vorzug gegeben. Vielleicht wäre es besser geworden, wenn die Ehe mit Kindern gesegnet gewesen wäre. Aber davor hatte sie einen wahren Schrecken. „Diese Plage sich auf den Hals laden und dabei vielleicht meine Schönheit einbüßen, dafür danke ich," sagte sie stets zu ihrem Manne.

Bisher waren ihre Liebeleien deshalb wenig ernsthaft mehr unterhaltende Zerstreuung als Neigung gewesen. Das änderte sich, als der hübsche, elegante, als Don Juan bekannte Baron De Brun als Mittmeister aus der Garnison in die kleine Stadt versetzt wurde. Dieser begnügte sich nicht mit einer oberflächlichen Courmacherei; er belagerte die Festung ernstlich und diese machte gar keine besonderen Anstalten, sich zu vertheidigen. Nach vielen heftigen Szenen sah Ulrod keine andere Rettung als einen Ortswechsel, er bewarb sich um Versetzung an ein Gericht auf dem Lande und als diese erfolgt war, kündigte er eines Tages seiner Frau an, daß sie am folgenden Morgen mit ihm an den neuen Wohnort übersiedeln habe. Aber sie kehrte Abends nicht heim und anderen Tages erfuhr der verlassene Ehemann, daß Mittmeister De Brun den Dienst quittirt habe und in Begleitung einer verschleierten Dame abgereist sei.

* * *

Die Saison in Kissingen war in diesem Jahre sehr brillant. Den größten Luxus entfaltete der walachische Bojare Fürst Crapoudin; die prachtvollen Toiletten zeigte dessen Freundin Frau v. Slatowska, der man übrigens trotz ihres polnischen Namens die deutsche Abkunft an den blauen Augen, dem milchweißen Teint und den goldblonden Haaren deutlich ansah. Amtsrichter Ulrod, welcher die Kur gebrauchte, ahnte nicht, daß unter jener Verhüllung seine davongegangene und später von ihm geschiedene Frau sich verbarge. Der Zufall hatte gefügt, daß er ihr bisher nie begegnet war, das war indessen begreiflich; denn er gebrauche zu den frühzeitigsten Racoczytrinkern, suchte stets die einsamsten Spaziergänge auf und an den Vergnügungen, wo sie allein zu finden war, nahm er keinen Antheil. An einem Vormittage ging er, später als gewöhnlich, mit einem Freunde über die Promenade. Plötzlich durchzuckte es ihn wie ein elektrischer Schlag. Die große Ulmen-Allee herauf kam Baron De Brun, im eifrigen Gespräch mit einigen jungen Herren begriffen, und bemerkte ihn nicht früher, als bis er dicht vor ihm stand.

„Endlich finde ich Sie," rief Ulrod mit heiserer Stimme, „und nun sollen Sie mir Rechenschaft geben."

„Sie irren sich in der Person," erwiderte der Baron, der seine Kaltblütigkeit rasch wiedergefunden. „Sie suchen wohl den Liebhaber Ihrer Frau, der bin ich längst nicht mehr. Der da drüben ist es," fuhr er fort, indem er auf den in der Nebenallee mit Frau v. Slatowska vorbeigehenden Crapaudin deutete, „wenn Sie Ihre Frau durchaus wiederhaben wollen, so nehmen Sie ihn dieselbe ab."

„Nein," rief Ulrod, der nur einen flüchtigen Blick auf die beiden Vorbeischreitenden geworfen hatte, „nein, ich halte mich an Sie; Sie allein haben die Schuld, Sie haben meine Ehre geschändet, Sie haben die bis dahin zwar flatterhafte und kokette, aber noch keine Ehre verletzt, Sie haben sie in das Verderben gestürzt, Sie sind mir Genugthuung schuldig."

„Ich bitte Sie, Herr Amtsrichter," erwiderte nun der Baron, „lehen Sie doch die Sache ruhig und vernünftig an. Einer solchen Frau wie die Ihrige war, der nicht mehr den Hof, man ist verliebt in sie, man entführt sie vielleicht auch, wenn man gerade einen unbesonnenen Augenblick hat, aber man schlägt sich nicht für sie."

„Nun, dann schlage ich Sie," rief nun Ulrod völlig außer sich, und führte mit dem Handschuh einen Hieb nach dem Gesichte des Barons.

Dieser wollte sich auf ihn stürzen, aber seine Begleiter hielten ihn mit den Worten zurück: „Nur keinen öffentlichen Skandal!"

„Ich bitte, mich als Sekundanten anzusehen," sagte Ulrods Begleiter, „ich wohne im Hotel de Russie Nr. 15." Und damit zog er seinen bald bejahungslosen Freund hinweg.

Im Salinen-Wäldchen standen noch an demselben Nachmittag die beiden Gegner sich gegenüber. Der Unparteiische zählte langsam: Eins, zwei, drei. Zwei Schüsse krachten gleichzeitig. Als der Rauch sich verzogen, stand nur noch der Eine aufrecht, heftig an der Schulter blutend, der Andere lag am Boden, mit durchschossenem Herzen, wie der Arzt konstatirte.

Abends war große Reunion im Kurhause. Frau von Slatowska machte durch ihre wunderbar extravagante Toilette Furore, der Fürst kam gar nicht von ihrer Seite. Ein junger Russe, der mit Ulrod und dem Baron bei Kissingen gehörte, trat zu dem Paare, das eben eine Pause im Tanzen machte.

„Wissen Sie schon das Neueste? Baron De Brun, Sie kennen ihn ja, den eleganten Kavalier, hat sich heute Nachmittag auf Pistolen geschlagen, mit einem Herr. Ulrod. Ulrod oder so was. Der Eine ist todt, den Andern hat man schwer verwundet nach Würzburg in das Spital gebracht. Aber es ging alles so geheimnißvoll zu, daß ich gar nicht erfahren konnte, welcher von beiden geblieben ist."

„Das ist, mir wenigstens, höchst einerlei," bemerkte Frau v. Slatowska in kühlem Tone, „sie interessiren mich beide gleich. Durchlaucht, wir sind an der Reihe, zu tanzen."

*) Nachdruck verboten.